

Format de citation

Beigel, Thorsten: review of: Wolfgang Blösel / Karl-Joachim Hölkeskamp (eds.), Von der "militia equestris" zur "militia urbana". Prominenzrollen und Karrierefelder im antiken Rom, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2011, in: ~ Göttinger Forum für Altertumswissenschaft, 16 (2013), p. 1153-1158, downloaded from Website



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Wolfgang BLÖSEL – Karl-Joachim HÖLKESKAMP (Hgg.), Von der *militia equestris* zur *militia urbana*. Prominenzrollen und Karrierefelder im antiken Rom. Beiträge einer internationalen Tagung vom 16. bis 18. Mai 2008 an der Universität zu Köln. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2011, 237 S., 5 s/w-Tab.

Die strukturellen Veränderungen innerhalb der römischen Senatsaristokratie gehören spätestens seit Matthias Gelzers Arbeit über die Nobilität zu den Kernproblemen der Geschichte der mittleren und späten Republik, die gerade in jüngster Zeit wieder verstärkt in den Fokus der Forschung genommen wurden.¹ In diesen Kontext ist auch der anzuzeigende Band einzuordnen, der Vorträge einer Kölner Tagung versammelt.²

In einem einleitenden Beitrag skizziert **Karl-Joachim Hölkeskamp** („Prominenzrollen‘ und ‚Karrierefelder‘ – Einleitende Bemerkungen zu Thematik und Begriffen“) die spezifische Herangehensweise des Bandes. Ausgehend von der idealtypischen Vorstellung von einem römischen Senator als eines „Generalisten“ sieht Hölkeskamp diesen Typus durch das Zusammenspiel „sich ergänzender und dadurch gegenseitig [sich] stützender ‚Prominenzrollen‘“ (S. 11), sei es als Feldherr, Redner, Priester oder Rechtsgelehrter, gekennzeichnet.³ Mit Blick auf die Wandlungsprozesse innerhalb der Aristokratie sei hier grundsätzlich zu fragen, ob sich nicht bereits in der klassischen Republik „neue, qualitativ andersartige Kumulations- und Kombinationsmodelle von Prominenzrollen oder zumindest Distinktionsmerkmalen“ andeuteten (S. 15). In Anlehnung an Bourdieus Konzepte von ‚Habitus‘ und ‚Feld‘ rückt Hölkes-

¹ So beispielsweise: Beck, Hans/Scholz, Peter/Walter, Uwe (Hgg.): Die Macht der Wenigen. Aristokratische Herrschaftspraxis, Kommunikation und ‚edler‘ Lebensstil in Antike und Früher Neuzeit, München 2008, Hölkeskamp, Karl-Joachim: Rekonstruktionen einer Republik. Die politische Kultur des antiken Rom und die Forschung der letzten Jahrzehnte, München 2004, ders. (Hg.): Eine politische Kultur (in) der Krise? Die „letzte Generation“ der römischen Republik, München 2009. Für die mittlere Republik: Beck, Hans: Karriere und Hierarchie. Die römische Aristokratie und die Anfänge des *cursus honorum* in der mittleren Republik, Berlin 2005.

² Siehe dazu Kühr, Angela: Tagungsbericht *Von der militia equestris zur militia urbana. Der Wandel der Karrierefelder in der römischen Republik*. 16.05.2008-18.05.2008, Köln, in: H-Soz-u-Kult, 14.06.2008 (<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2136>).

³ Der Begriff der Prominenzrolle ist von Luhmann entlehnt und von Hölkeskamp schon in seiner Dissertation (Hölkeskamp, Karl-Joachim: Die Entstehung der Nobilität. Studien zur sozialen und politischen Geschichte der Römischen Republik im 4. Jahrhundert v. Chr., Stuttgart 1987) benutzt worden. In neuerer Zeit u.a. auch von Beck, Hans: Die Rollen des Adligen und die Krise der römischen Republik, in: Hölkeskamp, Karl-Joachim (Hg.): Eine politische Kultur (in) der Krise? Die „letzte Generation“ der römischen Republik, München 2009, 53-71.

kamp zwei weitere Fragen in den Fokus. So gelte es einerseits den Zusammenhang von aristokratischem Habitus und Prominenzrollen in den Blick zu nehmen, andererseits die Felder, auf denen sich Karriere und Konkurrenz abspielten (S. 16f.).

Die Reihe der Beiträge eröffnet **Myles McDonnell** („*Virtus* as a specialization in the Middle Republic“), der die Unterschiede zwischen militärischer Expertise (*virtus*) einerseits sowie rhetorischen und juristischen Fähigkeiten andererseits thematisiert. *Virtus* sieht er dabei vorrangig als „quality of physical courage demonstrated in the battle“ (S. 33) an sowie in der Fähigkeit ausgedrückt, Truppen erfolgreich zu kommandieren. Bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts, so McDonnell, sei die militärische Expertise des römischen Adels höher ausgeprägt gewesen als die in Rhetorik und Jurisprudenz, die sich erst danach zu eigenständigen Karrierefeldern entwickelten. Die geänderten militärischen Rahmenbedingungen in der späten Republik hätten die Komponente des physischen Trainings gegenüber den Führungsqualitäten in den Hintergrund rücken lassen. Dies habe für den Adel Freiräume eröffnet, sich verstärkt der Jurisprudenz und der Rhetorik zu widmen.

Aus einer anderen Perspektive beschäftigt sich **Victor Parker** mit den militärischen Fähigkeiten der römischen Aristokratie („Die militärische Führungsschicht am Ende des 2. und zu Beginn des 1. Jh. v. Chr.“). So kennzeichnet er die militärische Führungsschicht Ende des 2. Jh. als „eine Gruppe Adliger, die ihre Ämter und Auszeichnungen nicht so sehr verdienen“ (S. 45). Nachdem sich die Mitglieder der alten Führungsschicht zunehmend durch offenkundiges Versagen diskreditiert hatten, sei so der Weg für fähige Aufsteiger und Quereinsteiger eröffnet worden, die eine „neue professionelle militärische Führungsschicht“ (S. 51) bildeten. Politisch ambitionierte, militärisch jedoch weniger begabte Aristokraten hätten sich somit nach alternativen Karrierefeldern umschauchen müssen.

Eine tendenzielle Entmilitarisierung der römischen Oberschicht konstatiert auch **Wolfgang Blösel** („Die Demilitarisierung der römischen Nobilität von Sulla bis Caesar“) mit Blick auf das 1. Jh. v. Chr. Ausgangspunkt seiner Argumentation ist es, „die seit Sulla als mindestens regelhaft, wenn nicht gar als obligatorisch postulierte Trennung zwischen dem städtischen Oberamt und der Promagistratur in einer Provinz als nicht historisch zu erweisen“ (S. 55). Die prosopographischen Belege gestatteten es, die sog. *lex Cornelia de provinciis* als „altertumswissenschaftliche Konstruktion“ (S. 55) zu betrachten. Vielmehr sei schon seit dem 2. Jh. v. Chr. unter den Konsuln ein Trend zum Provinzverzicht erkennbar (S. 60f.). Gleiches gelte für auch für Prätores (S. 65). Als mögli-

che Ursachen für ein solches „Desinteresse der *nobiles* an der Provinzverwaltung“ (S. 66) sieht Blösel die politischen Nachteile, welche eine längere Absenz von Rom als dem Zentrum der Macht mit sich brachte, die auch nicht durch etwaige finanzielle Vorteile einer Statthalterschaft aufgewogen wurden, zumal durch Finanzgeschäfte bequemere Einkommensquellen zur Verfügung standen (S. 72). Überdies habe auch die gestiegene Bedeutung der Prozessrhetorik ein alternatives Karrierefeld eröffnet (S. 76). Entsprechend habe sich die Kriegführung auf eine schmale Gruppe erfolgreicher Feldherrn konzentriert: „Der größte Teil der römischen Nobilität sowie Senatsaristokratie“, so Blösel, „hatte nicht nur keinen militärischen Professionalisierungsprozeß durchlaufen, sondern scheute sich überhaupt, noch mehr als die höchstens als Feigenblatt dienenden ein oder zwei Feldzüge abzuleisten“ (S. 76).

Der Rolle der mittleren militärischen Chargen – der Militärtribunen, der Präfekten und der Zenturionen – widmet sich **Lukas de Blois** in seinem Beitrag „The Military Middle Cadres in the Roman Politics at the End of the Republic“. Hierbei untersucht er, inwieweit diese von führenden Politikern als Mittelsmänner zu Steuerung der unteren Chargen instrumentalisiert werden konnten, welche Belohnungen ihnen umgekehrt zuteil werden konnten und wie diese Entwicklung vor dem Hintergrund konkurrierender Führer einzuordnen ist (S. 82). Caesar, M. Antonius und Octavian haben, so de Blois, jene Kader benutzt, um Einfluss auf ihre eigenen Truppen wie auch die ihrer Gegner zu nehmen. Ebenjene Möglichkeiten der Einflussnahme rechtfertigten es auch, diese Personen trotz ihrer sozialen Heterogenität in einer gemeinsamen Gruppe zusammenzufassen (S. 84). Neben monetären Vorteilen winkte jenen Kadern auch sozialer Aufstieg und mitunter politischer Einfluss. Daneben hätten insbesondere M. Antonius und Octavian durch eine planmäßige Ansiedlung in den Kolonien die Belohnung verdienster Anhänger mit ihren eigenen politischen Plänen verbunden.

Den ökonomischen Hintergrund der römischen Nobilität thematisieren zwei Beiträge: **Raimund Schulz** („*Rapaces magistratus?* – Die Möglichkeiten der Statthalter zur Ausbeutung der Provinzen in der späten römischen Republik“) untersucht die Gewinn- und Bereicherungschancen römischer Provinzstatthalter. So konnten einmal aus den zugewiesenen Ausstattungsgeldern wie auch aus den Summen für Versorgungsaufwand durch Zinsgewinne und Veruntreuung Gewinne gezogen werden. Insgesamt seien die Möglichkeiten der Bereicherung in befriedeten Provinzen deutlich geringer gewesen als im Falle militärischer Kommandos, die Aussicht auf Beute und Requirierungen boten. Insbesondere militärische Sonderkommandos eröffneten hier deutlich größere Chancen als etwa reguläre prätorische Statthalterschaften: „Dieser finanzieller Attraktivitätsverlust der prätorischen Provinzen ging einher mit der steigenden Bedeutung konsularischer

Kommanden mit konkreten militärischen Aufträgen oder militärischen Entfaltungsmöglichkeiten“ (S. 109).

Auf die Folgen jener unterschiedlichen Möglichkeiten finanziellen Gewinns weist auch **Helmuth Schneider** („*Atque nos omnia plura habemus volumus* – Die Senatoren im Wirtschaftsleben der späten römischen Republik“) in seinem Beitrag hin, der die ökonomischen Verhältnisse der Senatoren in einer weiteren Perspektive thematisiert. Die Ausgaben für einen standesgemäßen Lebensstil und die Aufwendungen für eine politische Karriere stellten eine beträchtliche Belastung für die senatorischen Vermögen dar: „Da die regelmäßigen Einkünfte der Senatoren in vielen Fällen nicht ausreichten, um die stark steigenden Ausgaben für den demonstrativen Konsum zu finanzieren, entstand das Problem einer strukturellen Verschuldung der römischen Oberschicht“ (S. 122). Die zunehmend ungleicher verteilten Chancen auf Bereicherung führten dabei zu einer entsprechenden finanziellen (und damit auch in letzter Konsequenz politischen) Differenzierung innerhalb des *ordo senatorius*.

Ausgehend von dem Begriff der *vita honesta* wendet **Peter Scholz** („Teilhabe, Nachahmung und Bewährung. Formen und Wege der Aneignung und Vermittlung einer *vita honesta* in der römischen Republik“) den Blick auf „die mentalen Voraussetzungen der Sozialisation und Erziehung der republikanischen Senatsaristokratie“ (S. 139). Diese seien weniger durch die Weitergabe von Herrschaftswissen geprägt gewesen, sondern vielmehr im Sinne eines aristokratischen Habitus, der qua familiärer Sozialisation vermittelt wurde, aufzufassen. Die jungen Aristokraten seien zunächst durch Teilhabe an der Praxis (insbesondere der Väter) sowie dann durch Nachahmung derselben auf ihre zukünftige Rolle vorbereitet worden, ehe sie sich in der letzten Stufe in der Öffentlichkeit zu bewähren hatten. Hier sei dem Feld der öffentlichen Rede in Konkurrenz zur militärischen Bewährung zunehmende Bedeutung zugekommen.

Hinsichtlich des Karrierefeldes der Gerichtsrhetorik konstatiert **Jean-Michel David** („*L'éloquence judiciaire entre compétence aristocratique et la spécialisation carriériste*“) bereits für das 2. Jahrhundert v. Chr. gewisse Veränderungen hin zu einer Spezialisierung – eine Entwicklung, die parallel zu der Etablierung der Redekunst selbst verlief (S. 159f.). Die juristische Beredsamkeit habe nun neue Karrierechancen eröffnet, wobei eine ausschließliche Konzentration auf sie eher die Ausnahme gewesen sei. Die Redetätigkeit sei vielmehr eine zusätzliche Facette im aristokratischen Konkurrenzkampf gewesen.

Mit den Beiträgen von **Elke Stein-Hölkeskamp** („Zwischen Pflicht und Neigung? Lebensläufe und Lebensentwürfe in der römischen Reichsaristokratie der Kaiserzeit“) und **Matthew Roller** („To whom I am speaking? The changing venues of competitive eloquence in the early empire“) schlägt der Band den Bogen von der späten Republik zur Kaiserzeit. Stein-Hölkeskamp nimmt die von dem üblichen Karriereweg abweichenden Lebensläufe der Kaiserzeit in den Blick, die durch Abbruch oder gar kompletten Verzicht auf den klassischen *cursus honorum* geprägt waren. Dabei zeigt sie auf, „daß die Lebensentwürfe der kaiserzeitlichen Reichsaristokratie keineswegs alternativlos und völlig einseitig auf *cursus* und Karriere ausgerichtet waren“, wobei die Gründe dafür in einem breiten Spektrum zwischen „Desinteresse“ und „Widerstand“ angesiedelt waren (S. 183). Einen Verzicht auf Prominenz und Distinktion habe dies jedoch nicht notwendigerweise bedeutet, da mit dem öffentlichen Auftreten als Redner, der schriftstellerischen Tätigkeit sowie der häuslichen „Inszenierung einer kultivierten Lebensatmosphäre“ (S. 183) alternative Felder zur Distinktion zur Verfügung gestanden hätten. Somit spiegle die „zunehmende Pluralität und Heterogenität“ (S. 193) von Lebens- und Karriereverläufen die geänderte Lebenswelt der Kaiserzeit wider. Matthew Rollers Beitrag konzentriert sich auf den Wandel des Karrierefeldes der Rhetorik in der Frühen und Hohen Kaiserzeit. Ausgehend von der Bedeutung der Rhetorik für die politische Karriere in spätrepublikanischer Zeit konstatiert er einen markanten Wandel in der Frühen Kaiserzeit, da nun das Avancement im *cursus honorum* von der Unterstützung durch Kaiser und Senat abhing. Die Verlagerung legislativer und jurisdiktioneller Funktionen hin zum Senat sowie der Bedeutungsverlust der Rede vor dem Volk sei jedoch durch die gestiegene legislative (*senatus consulta*) und jurisdiktionelle (z.B. Majestätsprozesse) Funktion des Senates kompensiert worden (S. 202f.). In der Folge habe sich auch die Gestalt kompetitiver Redekunst verändert: „The focus of competitive aristocratic eloquence turned inward, away from public audiences and toward other members of the aristocratic group“ (S. 204). Zusätzlich hätten öffentliche Rezitationen und Deklamationen eine neue Arena aristokratischen Wettstreits eröffnet.

Abgeschlossen und abgerundet wird der Band durch ein Resümee von **Uwe Walter** („Vom integralen Aristokraten zum Karrierespezialisten? Versuch einer Bilanz“), der mit Blick auf die verschiedenen Karrierefelder keine „Autonomisierung“, sondern vielmehr eine Spezialisierung, die „im Rahmen einer integralen Vorstellung aristokratischer *dignitas*“ verbleibt (S. 225), sieht. Insgesamt erscheint der Sammelband – wie auch Walters Resümee vor Augen führt – bei aller thematischen und methodischen Vielfalt der dargebotenen Beiträge erfreulich kohä-

rent. Die in ihm zum Ausdruck gebrachte Hoffnung, die Forschung zur späten Republik ein gutes Stück weiterzubringen, ist daher sicherlich berechtigt.

Thorsten Beigel
Bergische Universität Wuppertal
FB A – Geschichte
Gaußstr. 20
D-42119 Wuppertal
E-Mail: beigel@uni-wuppertal.de